



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Rosenkranz, Palle: Der rote Hahn (Fortsetzung) : zwölftes Kapitel. Ingers
Geburtstag

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Dabei ist Goethe ein Feind aller Gleichmacherei: jeder Mensch soll nach seinen individuellen Fähigkeiten zur Arbeit für das Gemeinwohl erzogen werden, der eine als Handwerker, der andre als Arbeiter im Reiche des Geistes; er ist ferner ein Feind der romantischen, im Grunde egoistischen und weichlichen Selbstbespiegelung. Als jemand seinem Enkel Walther Jean Pauls manierierten und zärtlichen Ausspruch ins Stammbuch geschrieben hatte: „Der Mensch hat drittehalb Minuten: eine zu lächeln, eine zu seufzen und eine halbe zu lieben; denn mitten in dieser Minute stirbt er“, da schrieb der Großvater Goethe die männliche Zurechtweisung dahinter:

Zhrer sechzig hat die Stunde,
Über tausend hat der Tag;
Söhnchen, werde dir die Kunde,
Was man alles leisten mag!

Ein menschlicher Ausgleich der beiden Männer, Goethe und Pestalozzi, hat auch gegen das Ende ihres Lebens nicht stattgefunden. Die edelsten Seiten der Persönlichkeit Pestalozzis, seine selbstlose, sich selbstaufopfernde Menschenfreundlichkeit, hat Goethe wegen der andern Seiten des Schweizers, die ihn abstießen, nicht recht entdeckt. Als Pestalozzi 1827, bald vor seinem Tode, ein schweizerisches Waisenhaus besuchte, überreichten ihm die Kinder einen Eichenkranz und sangen dazu das Goethische Lied, das Pestalozzi in „Lienhard und Gertrud“ die Mutter mit den Kindern singen läßt:

Der du von dem Himmel bist.

„Da ersticken, so erzählt uns Pestalozzis Biograph Blochmann, Tränen die Stimme des Greises.“ Er mochte wohl wehmütig daran denken, daß er gerade die Anerkennung seines größten Zeitgenossen nicht hatte erringen können.



Der rote Hahn

Von Palle Rosenkrantz. Deutsch von Ida Anders

(Fortsetzung)

Zwölftes Kapitel. Jngers Geburtstag

Ustesen war berittner Gendarm, und deshalb hatte er ein Einspannerfuhrwerk. Ein älterer martialischer Jägermeister im Gemeinderat hatte wiederholt vorgeschlagen, daß die Gendarmen des Kreises reiten sollten, da sie ja doch beritten wären. Aber dies scheiterte an dem Widerstande der Gerichtsbeamten und des Amtmanns. An und für sich war es ja sehr richtig, aber, wandten die Sachverständigen ein, wie sollten die Polizeibeamten es anstellen, Verbrecher zu transportieren, wenn sie keinen Wagen hätten, auf den sie sie setzen könnten.

Zustesen hätte auch nicht reiten können; kein Pferd würde seine 250 Pfund getragen haben, und wenn er von seinen Patrouillentouren heimkam, war er auch

nicht recht zum Kavalleristen geeignet. Nein, Lise, seine braune Stute, paßte viel besser zum Kutschpferd. Es war ein lebenswürdiges Tier, rundlich und wohlgebaut, hatte die vortreffliche Eigenschaft, daß es halb durchging, sobald es aus der Stadt herauskam, und dann kam es bloß darauf an, ob das Zeug halten konnte. Justesen saß mit einem Zügel in jeder Hand und die Füße gegen das Vorderbrett gestemmt. Dann konnte es losgeh'n. Lise raste drauf los bis zum nächsten Wirtshaus. Dort lenkte sie ein, ob sie sollte oder nicht. Sie kannte sie alle und wußte, daß Justesen auch auf seinen Patrouillenfahrten dort zu tun hatte.

Hin und wieder war es peinlich für Justesen, daß Lise in die Kneipen ging, besonders wenn er den Bürgermeister fuhr, und das kam oft vor. Der Bürgermeister war kein guter Haushälter, es wurde ihm schwer, mit seinen Einnahmen auszukommen. Deshalb mußte er rechnen, und eines seiner Rechenkunststücke bestand darin, daß er den Gendarmen kutschieren ließ für fünfzig Öre pro Meile. Das war ein gutes Geschäft, wenn er sich für Dienstreisen zwei bis vier Kronen pro Meile berechnen konnte, und es war billig, wenn er in Gesellschaft sollte und sonst dem Fuhrherrn hätte zehn Kronen für den Wagen geben müssen. Deshalb befahl er sich stets Gott und benutzte Justesen und Lise. Das war nicht herrschaftlich, aber es war famos billig, und Justesen mußte froh sein, daß er überhaupt etwas dabei verdiente. Na, die Fahrten figurirten trotzdem stets in seinem Patrouillenbuch als Patrouillentouren, sodaß er die Abnutzung des Materials bezahlt bekam.

Also rollte Justesen mit Lise in der Südstraße vor und nach Deichhof hinaus, wo zu Ehren von Klein=Jungers achtzehntem Jahre ein Mittagessen stattfinden sollte. Justesen saß allein auf dem Vorderstiz, während sich der Bürgermeister und Seydewitz, so gut es ging, in den Rückstiz teilten. Es ging, nachdem sie erst ein bißchen zusammengeschüttelt worden waren. Der Bürgermeister war sehr schlechter Laune. Er sprach flüsternd mit Seydewitz, und das Thema war das alte: Richters Entschluß, eine Untersuchung gegen Gutsbesitzer Hilmer zu eröffnen.

Er hatte die Frechheit, mir abzuraten, heute nachmittag nach Deichhof zu fahren. Er sagte, er hätte jetzt so ausgiebiges Material gegen Hilmer, daß er ihn in jedem beliebigen Augenblick verhaften könne, und daß er deshalb den dringenden Wunsch hatte, daß ich heute nicht Hilmers Gast sei. Was sagen Sie — haben Sie schon so etwas gehört? Ich, der ich in den siebzehn Jahren, in denen Klein=Junger, mein Patzen, Geburtstag gehabt hat, jedes Jahr an diesem Tage auf Deichhof zu Gast gewesen bin! Aber das können Sie glauben, ich habe ihm geantwortet!

Der Herr Bürgermeister sind böse geworden? fragte Seydewitz.

Ja, darauf können Sie sich verlassen, ich wurde zornig. Und Sie wissen, Freundchen, daß ich zornig werden kann. Ich sagte ihm, daß ich jeden Schritt, den ich unternehmen könnte, um ihn und allen andern zu zeigen, daß Hilmer über jeden Verdacht erhaben sei, unternehmen würde. Daß ich seinen Verdacht gegen Hilmer als eine Beleidigung meiner Person betrachten würde, und daß ich jeden Schritt, den er gegen Hilmer richtete, als direkt gegen mich gerichtet ansehen mußte.

Was sagte er dazu? fragte Seydewitz.

Ja, die Kanaille ist ja geschliffen — formell höflich. Er sagte, daß er diese Anstimmigkeit bedaure, aber daß er an seinem Standpunkt festhalten und demgemäß handeln müsse, wie leid es ihm auch täte, daß ich die Sache in dieser Weise betrachtete. Er bat mich dann um Entschuldigung, daß er mir davon abgeraten hätte, hier herauszufahren, die Sache ginge ihn ja nichts an. Dann schob er ab. Ich forderte ihn selbstverständlich nicht zum Bleiben auf, ich kann den Kerl nicht vertragen, er macht mich armen alten Mann beinahe antiministeriell.

Seydewitz schwieg.

Der Wagen rollte über die Straße hin, die trocken und staubig war. Lise lief, was das Zeug halten konnte, und Fußfesen saß steif und hielt die Zügel mit feinen Herkulesarmen. Und nach einiger Zeit schwenkte der Wagen unter die Bäume des Gartens von Deichhof ein.

Klein-Zingers Geburtstag war das größte Fest des Jahres auf Deichhof, und heute wurde sie an diesem Jubeltage achtzehn Jahre. Sie wurde also mündig unter der Aufsicht eines Kurators. Das hatte eine Bedeutung, weil sie von ihrem Großvater ein kleines Vermögen geerbt hatte, das für sie beim Obervormundschaftsgericht festgelegt worden war. Der alte Gutsbesitzer hatte kein Vertrauen zu seinem Schwiegerjohn gehabt. Deshalb war das Fest diesmal mehr offiziell. Hilmer hatte sich wirklich bei dem Brande herausgeholfen. Seine Schulden waren bezahlt, und die Rüben hatten im letzten Jahre einen ungewöhnlich guten Ertrag gegeben. Es sah fast ganz leicht aus für ihn, und deshalb war er noch sanguinischer, mehr obenauf als je zuvor.

Es war ein flottes Fest. Hofsägermeister Bugge mit Frau, Hilmers nächste Gutsnachbarn, waren in einer eleganten Equipage mit viereen vorgespannt und Plänkern auf den Pferden angekommen. Außerdem der Postmeister aus der Stadt mit Frau und zwei Töchtern sowie Muhme Nille, die stets mit Postmeisters ausfuhr. Der Bürgermeister war als Pate ein selbstverständlicher Gast, und Seydewitz war geladen, um die Veröhnung zu akzentuieren. Der Baron und der Graf hatten aus irgendeinem Grunde abgeseigt, und da die Gesellschaft einmal auf Noblesse angelegt war, hatte Hilmer keinen der Kleinbesitzer eingeladen. Sie nachher aufzufordern, wagte er nicht.

Es waren auch Gäste genug da, und das Mittagessen verlief vortrefflich. Es wurden zahlreiche Reden gehalten, die Champagnerpfropfen knallten, und Seydewitz, der das Geburtstagskind zur Tischdame hatte, machte so viel Fortschritte in Klein-Zingers Gunst, daß es den Anschein hatte, als ob sie ihn zu Gnaden aufnahm. Er konnte ja nicht wissen, daß es Hilmer einen harten Kampf gekostet hatte, ehe sich Klein-Zinger bewegen ließ, an ihrem Geburtstage den gezierten Kopenhagner zu Tisch zu nehmen.

Nach dem Mittagessen durfte er sogar mit ihr im Garten spazieren gehn. Zinger hatte ihre Gründe, sie wollte etwas über Richter wissen. Sie war mißtrauisch geworden. Jetzt wollte sie die Gelegenheit benutzen.

Ich will Bescheid wissen, sagte sie, und weder Vater noch Mutter noch der Bürgermeister wollen mir Bescheid geben. Deshalb sollen Sie es, verstehn Sie, ich will klaren Bescheid haben.

Über was? sagte Seydewitz ein wenig ausweichend.

Über Vater und den Affessor.

Halten Sie das für richtig?

Zinger blickte ihn fest an.

Sie sagten neulich, wir müßten eigentlich Freunde sein. Das war also nicht Ihr Ernst.

Seydewitz machte eine Bewegung.

Gut, dann müssen Sie antworten, sagte Zinger sehr bestimmt.

Seydewitz war vorsichtig: Ich glaube, Sie sind sehr klug, Fräulein Hilmer, sagte er. Ich weiß, Sie sind es, Sie werden also begreifen, daß halbes Vertrauen schlimmer ist als keines.

Zinger unterbrach ihn: Ich verlange kein halbes Vertrauen — ich verlange volles Vertrauen.

Seydewitz glaubte trotzdem schweigen zu müssen. Sie verlangen mehr, als ich geben kann, sagte er.

Jnger blieb zornig stehen. Sie stellen also Ihren Freund über die Rücksicht auf uns — gut. Dann habe ich mich also geirrt. Und sie wandte sich zum Gehen.

Seydewitz folgte ihr. Fräulein Jnger, so dürfen Sie nicht reden. Ich stelle die Rücksicht auf Richter nicht obenan. Ich habe gar keine Rücksicht auf Richter zu nehmen. Aber ich bin es Ihnen — Ihnen allein — schuldig zu schweigen. Sie dürfen nicht darüber sprechen. Darüber können wir beide nicht reden. Ich bin Gast in Ihres Vaters Hause, ich habe kein Wort des Zweifels gegen ihn zu sagen.

Weshalb können Sie dann nicht reden? fragte sie.

Weil ich diese Sache gar nicht mit Ihnen erörtern kann, lautete die Antwort. Ich kann handeln, wenn meine Handlungen am Platze sind. Meine Rede ist überflüssig, wie sie taktlos sein würde.

Jnger blickte ihn mißtrauisch an. Ich begreife Sie nicht. Vater hat gewünscht, daß der Bürgermeister die Brandsache aufnehme — der Bürgermeister hat es gewünscht, und Ihr Freund hat es durchgesetzt, daß er und nicht der Bürgermeister damit beauftragt wurde. Vater, Mutter, der Bürgermeister, alle gehn sie bekümmert und gedrückt herum. Wollen nicht reden, wollen nichts erzählen. Jetzt frage ich Sie, und Sie verweigern mir die Antwort. Sie glauben, ich bin ein Kind. Ich bin kein Kind. Ich bin in den Stuben der armen Leute ein und aus gegangen, seit ich ein kleines Mädchen war. Vater hat es auch schwer gehabt — das wissen Sie sehr wohl. Ich bin freilich jung, aber ich kann kämpfen für die, die ich liebe, und ich will kämpfen. Sie brauchen keine Angst zu haben. Ich bitte Sie nicht um Ihre Hilfe. Vaters Sache ist gut. Aber das sage ich Ihnen, es ist in diesem Hause kein Platz für Leute, die an Vater zweifeln.

Muß ich wiederholen, was ich vorhin gesagt habe? fragte Seydewitz.

Jnger fuhr fort: Assessor Richter benimmt sich gegen Vater, wie er sich gegen Hans Jepsen und die andern betragen hat. Ihn anzurühren wagt er nicht, aber ihn verlegen, ihm mit Verdacht und Verhör Verdruß bereiten, das will er.

Sie irren sich — Richter tut nur seine Pflicht, sagte Seydewitz.

Jnger wurde eifrig: Es ist also seine Pflicht, Vater zu beleidigen, Mutter und uns alle unglücklich zu machen?

Richter will nur die Wahrheit an den Tag bringen, sagte Seydewitz. Ihr Vater ist schrecklich unvorsichtig gewesen. Richter hat mir erzählt, was am Sonnabend geschehen ist. Alles, was geschehen ist. Und hätten Sie meine Worte gehört, so hätten Sie begriffen, daß ich Ihr Freund bin.

Jnger lächelte ein wenig höhniisch. Sie haben uns also verteidigt. Das war nett. Sie dachten, wir hätten es nötig.

Ich weiß, daß Sie es nötig hatten, und das wissen Sie selbst. Wenn Sie doch das Ganze hier begriffen! Wenn Sie es nur begriffen. Aber Sie verstehen es nicht. Und ich kann es Ihnen nicht erklären. Nein, das kann ich nicht. Sie würden sich nur verletzt fühlen, und helfen können weder Sie noch ich. Sie wollen, ich soll gegen Richter Front machen. Was hätte das für einen Zweck? Nein, den Brandstifter herausfinden, den Täter herausbekommen, das müssen wir alle tun. Und das kann keiner von uns. Begreifen Sie nicht, wie hilflos verzweifelt das Ganze ist?

Jnger lächelte wieder und sagte mit höhniischer Stimme: Ich verstehe, wie wenig ihr Leute von der Polizei zu dem taugt, was ihr sollt.

Seydewitz wurde ärgerlich: Und fassen wir dann zu, wie es Richter will, um jeden Zweifel zu heben, dann werden Sie böse, dann verlegen wir Sie und beleidigen Sie und machen Sie unglücklich.

Glauben Sie denn, daß Richter ein Recht hat, Vater zu kränken? fragte sie.

Glauben Sie, daß er ein Recht hat, jeden andern zu kränken? fragte er.

Sie standen einander gleichsam in Kampfstellung gegenüber. Sie waren jetzt bis auf den Weg hinausgelangt, der nach Myggefjeld führte.

Das geht mich nichts an, sagte Jnger und wandte sich, um nach Hause zu gehn.

Seydewitz folgte. Da sehen Sie selbst. Gesezt nun, daß Richter mit Ihrem Vater verführe wie mit Hans Jepsen.

Jnger wurde ängstlich. Glauben Sie, daß er es will?

Nein, sagte Seydewitz beruhigend — fühlte jedoch, daß er zu weit gegangen war.

Aber Jnger ließ sich nicht narren. Sie lügen. Ich kann es Ihnen ansehen. Wissen Sie, daß er es will? Wissen Sie es, dann sollen Sie es sagen.

Seydewitz schüttelte den Kopf. Ich weiß es nicht. Aber das eine weiß ich, wenn er es wollte, dann könnten weder Sie noch ich noch jemand anders ihn daran hindern.

Jnger blieb stehn: Sie irren sich — ich will und kann es; wie, das ist meine Sache. Es will ja keiner von euch andern. Und nun weiß ich, was ich wissen will. Es ist also Gefahr vorhanden.

Seydewitz war ganz unglücklich darüber, aber er wagte nichts mehr zu sagen.

Gefahr ist immer vorhanden, meinte er. Wir müssen nur die Zeit mit ansehen. Lassen Sie mich Ihnen sagen, daß Ihr Vater jedem Unglück trogen können wird, weil seine Sache gut ist. Das weiß ich.

Jnger warf den Kopf zurück. Danke, das ist nicht nötig. Das fehlte bloß noch, daß Sie seine Sache bezweifeln sollten. Nein, was ich verlange, ist, daß Sie, daß der Bürgermeister all das verhindern sollen, was, wie Sie also sagen, über uns schwebt. Nicht einmal der Verdacht darf zu Worte kommen. Verstehn Sie? Das darf ein Mann wie Vater verlangen. Und wir müssen uns um Vater zusammenschließen. Dann ist Richter unser Feind, und sind Sie nicht mit uns, dann sind Sie gegen uns. Dann können Sie kein Freund dieses Hauses sein. Das hätten Sie vielleicht werden können — aber nicht jetzt — niemals.

Seydewitz lächelte. Sie wissen, Richter ist mein Freund, glauben Sie, daß ich meine Freunde so leicht im Stich lasse?

Jnger blickte ihn an: Ich verlange nicht, daß Sie ihn im Stich lassen sollen. Ich verlange, Sie sollen wählen zwischen ihm und uns.

Seydewitz zog sich vorsichtig zurück: Sie haben mich verleitet, mehr zu sagen, als ich wollte. Nun antworte ich nur: Warten Sie und sehen Sie meine Taten an, und ersparen Sie mir weitere Worte.

Sie schüttelte den Kopf. Ich kann mich nicht auf Sie verlassen. Und selbst wenn ich es könnte, dann können Sie mir so wenig helfen wie die andern. Gut, dann werde ich selbst handeln.

Und schnell ging sie vor ihm in den Garten, wo die Gesellschaft um die Flaggenstange versammelt war.

Der Bürgermeister saß abseits in einer dichtbewachsenen Bindenlaube und sprach mit Hilmer und Emilte.

Gibt es gar nichts Neues? fragte Hilmer, er war müde und verstimmt.

Der Bürgermeister schüttelte den Kopf.

Sehr wenig. Sie wissen, lieber Freund, ich bin nicht Herr dieser Sache. Ich habe Richter meine Meinung gesagt. Es ist mir höchst unangenehm, mit ihm zu sprechen. Er kümmert sich den Teufel um das, was ich sage, und das Niederträchtige ist, daß er es nicht zu verbergen versucht.

Hilmer fuhr sich nervös mit der Hand durch das Haar. Ich muß also darauf vorbereitet sein, mich zum Verhör einzufinden. Was wünscht er zu wissen?

Hans kann ja gar nichts aussagen, sagte Emilie.

Der Bürgermeister erhob sich. Das Unglück ist, daß Richter den Eindruck erhalten hat, Sie und Ihr Mann wollen allerhand vor ihm verbergen.

Was hat das für einen Zweck? Ich weiß wirklich nicht mehr, ob ich bei Tisch saß, als Ole kam, sagte Hilmer.

Emilie geriet in Eifer: Ich glaube nicht — aber sagen wir es, ja, dann heißt es doch nur: Das ist verdächtig. Es ist schon gut und schön, wenn die Obrigkeit immer schreiet, man solle die Wahrheit sagen. Aber dann sollen sie die Wahrheit nicht gegen wehrlose Leute ausnützen.

Der Bürgermeister schüttelte den Kopf. Das ist fatal. Ich entsinne mich wohl, daß ich mit Willen diesen Punkt übergang. Das war ein Fehler von mir, aber ...

Haben Sie nie geglaubt, daß Hans ... fragte Frau Hilmer vorsichtig.

Der Bürgermeister schlug die Hände zusammen. Aber meine liebe Frau, wie können Sie glauben —!

Emilie wurde rot. Ja, denn ich habe selbst daran gezweifelt. Ja, du mußt nicht böse werden, Hans. Du weißt mich ja nie in deine Sachen ein, es ist vielleicht schrecklich zu sagen, aber ich habe es beinahe geglaubt, deshalb bin ich so unglücklich gewesen. Jetzt, wo die andern dich angreifen wollen, jetzt begreife ich erst, wie schrecklich ich gehandelt habe. Ach ich begriff es schon an dem Tage, als du vom Rechtsanwalt kamst.

Hilmer blickte seine Frau betrübt an. Es sollte mich nicht wundern, Emilie, wenn gerade dieses dein Mißtrauen an dem allen die Schuld trägt. Ach, daß du das einen Augenblick konntest!

Sie schlug den Arm um seinen Hals. Das kam wohl daher, daß ich selbst — ich selbst es vielleicht getan haben könnte. Alle Häfen waren uns ja verschlossen. Der Brand kam wie ein Segen des Himmels. Es kam ja kein Mensch zu schade, und deshalb fand ich nicht, daß das Ganze so schlimm wäre.

Hilmer machte sich aus ihren Armen frei: Daß du so reden kannst, Emilie! Ja gewiß, etwas Gutes hat er gebracht, aber als ich da stand und alle meine Tiere reihenweise liegen sah, tot, verbrannt, stinkend — all das Lebendige, das ich jeden Tag gehegt und gepflegt habe, da weinte ich — weinte, Bürgermeister, wie ein Kind. Hättest du mich in diesem Augenblick gesehn, Emilie, dann hättest du niemals ... Daß du es konntest! Aber das sagst du ja auch nur so.

Ich weiß ja, daß es häßlich, unverzeihlich ist, Hans, aber wie ich sagte, ich glaubte es ja auch nie so richtig. Ich lebe ja außerhalb all dessen hier. Du mußt mir ein wenig zugute halten, oder ... Nein nein, Hans, ich habe es mir selbst gelobt, daß ich nicht mehr mit dir schelten will, um keinen Preis der Welt. Ich will bei dir stehn und alles mit dir tragen, soweit ich kann.

Der Bürgermeister klopfte ihr auf die Schulter. Gott segne Sie, Emilie, machen Sie sich keine Sorgen. Ich bin ein alter verdienter Beamter, ich setze meine Stellung für diese Sache hier ein. Niemand soll Ihrem Manne ein Haar krümmen. Und seien wir nun fröhlich mit den Fröhlichen.

Draußen unter der Flaggenstange war ein Tisch mit Blumen und Fähnchen gedeckt, dort sollten sich, wie es im Hause üblich war, die Gäste um eine Bowle Eispunsch versammeln und zum zweitenmal das Wohl des Geburtstagskinds ausbringen.

Der Bürgermeister sollte die Rede halten, wie er sie Jahr für Jahr gehalten hatte, und die Gesellschaft war sehr verwundert darüber, daß er nicht kam. Es wurde eine Patrouille nach ihm und den Wirten ausgeschiedt. Seydewitz traf sie in der Laube und führte sie zur Versammlung.

Er konnte sehn, daß Frau Emilie Tränen in den Augen standen.

Doch die Fremden durften nichts merken, und die Gesellschaft setzte sich um die Punschbowle.

Der Bürgermeister schlug an sein Glas, und dann ergriff er das Wort: Liebe Freunde, denn das sind wir ja alle miteinander — lassen Sie es mich sein, den Ältesten von uns allen, der Zeuge gewesen ist, wie dieses Haus gebaut wurde, der die derbe Arbeit gesehen hat, die Stein auf Stein legte, der den Dank der Freunde für den heutigen Tag darbringt. Ich denke an die Schilderung meines alten Freundes Dickens von Pegottys Heim unter dem umgekehrten Boot. Es war nicht viel mehr als ein umgekehrtes Boot, in das Hans Hilmer seine junge, an die Hauptstadt gewöhnte Gattin führte. Hier draußen an den Deichen und dem eingedämmten Fjorde. Es waren warme Herzen, und deshalb wurde es warm. Dann sandte Gott einen Strahl seiner Sonne. Wißt ihr nicht mehr den Tag, als wir Klein=Jnger zum erstenmal sahen? Sie saß auf dem Arme ihres Vaters, klein, blondlockig und lächelnd und streckte mir ihre runden Armchen entgegen. Ich weiß noch, wie sie nach meiner goldbetrefften Mütze langte und sagte: Jnger will Doldtrone von alte Mann.

Die Jahre verstrichen, und Jnger wuchs heran. Sie wurde, was wir erhofften, sie wurde eine Sonne ihres Heims; was das heißt, das versteht der am besten, der sein ganzes Leben ohne so eine kleine strahlende Sonne des Hauses verbracht hat.

Es kamen schwere Jahre, es kamen Kampf und Streit, und Klein=Jnger lernte verstehen, sie war es, die der Mutter die Tränen aus den Augen küßte, sie war es, die die Runzeln auf des Vaters Stirn glättete.

Nur Gott weiß, welches Schicksal diesem Hause in Zukunft beschieden ist. Wir wollen nicht an die Wolken denken, die wir, die am meisten Wissenden, am Horizont auftauchen sehen. Wir wollen daran denken, daß Klein=Jnger heute achtzehn Lenze alt ist. Ein paar Jahre lange wird sie wohl noch als Sonne in diesem Hause strahlen. Seid dankbar für das Geschenk, das euch wurde — wie wir dankbar sind, Klein=Jnger, für das, was du uns, den Freunden dieses Hauses, gewesen bist.

Gott segne dich beim ersten Schritt deines jungen Lebens, mit dem du dem großen Ziel entgegengehst, das außerhalb deiner vier Wände liegt — dem Ziele, das du noch nicht kennst! Dein Wohl, Klein=Jnger!

Und dann stießen alle mit ihr an.

Jetzt mußte sie sich bedanken: Dank, ihr alle! Dank, lieber Bürgermeister, dank, liebes Mütterchen, dank! Ihr müßt es einsehen — der, dem ich besonders zu danken wünsche, das ist der Vater, mein teurer, großer, lieber Vater — ja, ich kann nicht sprechen — aber nicht wahr, Vater, du weißt, wie ich es meine, denn alles, was ich auf Erden an Glück kennen gelernt habe, das verdanke ich dir und Mutter! Aber Mutter sagt selbst, daß wir dir am meisten verdanken. Und Mutter hat immer recht. Wir wollen so gut, so gut gegen dich sein, Vater. Und dies Glas sei dir gebracht. Und dann küßte Jnger ihren Vater.

(Fortsetzung folgt)

